

# Deutsche Lebkuchen

Werner Herzogs Film „Gorbatschow – Eine Begegnung“ muss für die Fans des Regisseurs eine Enttäuschung sein

VON MICHAIL TROFIMENKOW

Von Werner Herzog, dem Rhapsoden der Abenteuer und Tyrannen, erwartet man einen so braven Film zuletzt. „Gorbatschow – Eine Begegnung“, so der Titel, wirkt wie ein Kapitel aus einem Geschichtslehrbuch. Vielleicht zum ersten Mal spielte Herzog, der sein Leben lang gegen alle nur möglichen Regeln aller künstlerischen und politischen Spiele verstoßen hat, nach Regeln, noch dazu nach den Regeln des Fernsehjournalismus.

Auch die russischen Zuschauer müssen enttäuscht sein, schließlich haben sie sich in den vergangenen Jahrzehnten daran gewöhnt, dass die Geschichte kein objektiver Prozess ist, sondern ein billiger Krimi, komponiert aus Geheimnissen, Rätseln und Skandalen. Ganz zu schweigen davon, dass Gorbatschow wahrscheinlich für die Mehrheit dieser Zuschauer eine negative Figur ist, weil er die Sowjetunion zerstört hat, die aus gehörigem zeitlichem Abstand betrachtet immer mehr zum hellen „Land der Kindheit“ zu werden scheint.

Das Paradox besteht darin, dass gerade die kurze Regierungszeit Gorbatschows (1985-1991) die beste Grundlage für Verschwörungstheorien liefert. Zu stürmisch war der Übergang von der vielversprechenden „Perestroika“ der Sowjetunion zu ihrem katastrophalen Zusammenbruch. Zu viele Unklarheiten hat die Geschichte des Putschversuchs im August 1991 hinterlassen. Zu viele Details von Gorbatschows Kampf – zuerst mit den „Konservativen“ in der sowjetischen Regierung, dann mit Boris Jelzin, dem radikalen Zerstörer der UdSSR – wurden nicht aufgedeckt und werden kaum jemals aufgedeckt werden.

Es wäre naiv, von Gorbatschow Offenbarungen und Enthüllungen zu erwarten. Dazu beherrscht er die Kunst der politischen Intrige zu gut, ohne die er nicht an die Spitze eines so großen Lands gekommen wäre; zu gut beherrscht er auch die Parteirhetorik, die Kunst, viele Worte zu machen ohne etwas Wesentliches zu sagen. Und dem steht auch die Figur Gorbatschow selbst entgegen, wie sie sich in den Augen der Öffentlichkeit gebildet hat und der er verpflichtet ist wie jeder Weltstar. Nicht zuletzt ist er dafür schlicht zu alt: Mit 90 Jahren müssen alle Triumphe und Niederlagen der Vergangenheit wie eitles Geplänkel erscheinen.

Gleichwohl hatten die Gespräche mit Gorbatschow für Herzog zweifellos einen gewissen höheren Sinn, und worin dieser Sinn besteht, das versteht man nur, wenn man die Perspektive Herzogs einnimmt. Er trat im gegebenen Fall in zweifacher Gestalt auf: Gorbatschow interessiert ihn als Regisseur und als Deutscher.

Es ist nicht weiter erstaunlich, dass der Gorbatschow, den wir in diesem Film sehen – ein edelmütiger, durch und durch bürgerlicher Patriarch, der die Tränen nicht zurückhalten kann, wenn er sich an seine verstorbene Frau Raissa erinnert –, perfekt in die Galerie der außergewöhnlichen Figuren passt, die Herzog seit nunmehr einem halben Jahrhundert auf der Leinwand erschaffen hat. Die Helden seiner Spielfilme, sei es der Konquistador Aguirre oder der Cobra Verde genannte Vizekönig eines westafrikanischen Eingeborenenstamms, waren vor allem Idealisten, besessen von einem selbstmörderischen Traum.

Gorbatschow ist für Herzog genau solch ein Idealist, der sein politisches Schicksal seinem Traum opferte, und das trotz all der Jahrzehnte im Umfeld der Nomenklatur, die jedem Hauch von Idealismus ontologisch feindlich gegenübersteht. Aguirre träumte vom „goldenen Land“ Eldorado, Fitzcarraldo von einem Opernhaus im Dschungel des Amazonas, Gorbatschow von Frieden auf der ganzen Welt, von der Freundschaft zwischen den geopolitischen Gegnern und davon, dass es in der UdSSR „mehr, mehr, mehr Sozialismus“ gäbe.

Der Unterschied zwischen Aguirre und Gorbatschow besteht lediglich darin, dass Aguirre ein bewaffneter Träumer war, der der Welt nicht den Frieden brachte, sondern das Schwert. Gorbatschow hingegen, der über beinahe unbegrenzte Möglichkeiten verfügte, sowohl für eine weltweite militärische Konfrontation als auch für die gewaltsame Unterdrückung der internen Opposition, legte freiwillig die Waffen nieder.

Dabei tat er das zweifach. Zuerst initiierte er das Ende des Kalten Kriegs faktisch zu den Bedingungen des Westens. Dann gab er dem – objektiv rebellischen – Beschluss der Präsidenten von vier Sowjetrepubliken über die Auflösung der

UdSSR nach und trat als Präsident zurück. Für jeden, der nicht den geringsten Teil von Gorbatschows Macht besitzt, ist es unvorstellbar, was ihn dieser freiwillige Rücktritt kostete.

Gorbatschow selbst zweifelt dem Film nach bis heute daran, ob es richtig war, die Sowjetunion nicht zu erhalten. Anders lässt sich sein Wutausbruch – vielleicht der erste nach seinem Rücktritt – über Jelzin nicht erklären, den Mann, der ihn von der Macht verdrängt hat: „Man hätte anders mit ihm verfahren müssen. Man hätte ihn woanders hinschicken sollen. Es schmerzt mich für mein Volk.“

Die Protagonisten aus Herzogs Filmen zieht es im Namen des Wohls der Menschheit in den Dschungel und in die Krater der Vulkane, auf unzugängliche Berge und ins arktische Eis. In ganz ähnlicher Weise führte auch Gorbatschow sein Land in unbekannte und gefährliche Fernen. Der Untergang der UdSSR bestätigt nur die Idee des Filmemachers Herzog vom Verhängnis des Traums für den Träumer selbst, zugleich aber seine Notwendigkeit für die Menschheit – und vor allem für Deutschland.

In seinen früheren Filmen trat Herzog, gelinde gesagt, in der Rolle des „metaphysischen Deutschen“ auf, des Interpreten der nationalen philosophischen Tradition, des Romantikers, der das Philistertum bekämpft und an die Welt als „Wille und Vorstellung“ glaubt. In „Gorbatschow – Eine Begegnung“ meldet er sich zum ersten Mal als „physischer“, genauer gesagt als „politischer“ Deutscher. Und in dieser seiner Eigenschaft kann er nicht anders, als unverfälschte Ehrfurcht vor Gorbatschow zu empfinden.

Es wäre ein banaler journalistischer Kniff, für diesen Zweck das russische Sprichwort „Was des Russen Brot, ist des Deutschen Tod“ umzumodeln, indem man einen typisierten Russen mit einem hypothetischen Deutschen vertauscht. Was jedoch die historische Rolle Gorbatschows betrifft, so würde das umgemodelte Sprichwort perfekt, wenn nicht seine reale historische Rolle, so doch die Wahrnehmung dieser Rolle im Bewusstsein der russischen Massen widerspiegeln. Für dieses Bewusstsein ist Gorbatschow – nicht im besten Wortsinn – der „gute Deutsche“. Das heißt, ein Politiker, der tatsächlich die sowjetischen Soldaten übereilt und ohne die erforderliche Vorbereitung aus Deutschland abgezogen und viel zu schnell der Wiedervereinigung zugestimmt hat, die in Russland als Vereinnahmung des deutschen Ostens durch den deutschen Westen empfunden wird.

Herzog gereicht es zur Ehre, dass er die ganze historische Tragik der Beziehung zwischen Russland und Deutschland im Blick, dass er sich der historischen Tragik der deutsch-russischen Beziehungen bewusst ist und den Film mit der Bitte um Vergebung für die Verbrechen der Nazis einsetzen lässt, die er Gorbatschow gegenüber stellvertretend an das sowjetische Volk ausspricht.

In dem Gespräch mit Gorbatschow ist das keine bloße Formalität, ist doch der letzte Präsident der UdSSR auch einer der letzten Menschen, die sich noch an das Elend des Kriegs erinnern. Und Gorbatschow reagiert auf die Buße Herzogs intuitiv und perfekt, aus der Position der Ewigkeit heraus, die unbedeutende Erinnerung über globale Tragödien erhebt. Er fühlt, dass es plump und unangebracht wäre, vergangene Sünden eines ganzen Lands zu verzeihen oder nicht zu verzeihen. Stattdessen löst er die unvermeidliche Spannung, indem er Anekdoten aus seiner Kindheit erzählt.

Zum Beispiel, dass er einmal als kleiner Junge, noch vor dem Krieg, in einer von Sowjetdeutschen gegründeten Kolchose die leckersten Lebkuchen bekommen habe. Ein paar Worte, und das Problem ist beseitigt. Und schon kann er sich an die Angspanntheit während der Gespräche mit Ronald Reagan in Reykjavik erinnern, an die Unterstützung, die er als junger Generalsekretär durch Margaret Thatcher erfährt, und den Dank Herzogs für die Demontage der Berliner Mauer, für den Abzug der Soldaten und die Duldung der Wiedervereinigung entgegen nehmen.

Ich bin nicht sicher, ob alle Deutschen die gleiche Dankbarkeit Gorbatschow gegenüber empfinden wie Herzog. Vielleicht ist Gorbatschow für sie ein Politiker einer lang vergangenen Epoche, beinahe ein Zeitgenosse von Winston Churchill und Harry Truman. Herzog ist das wohl bewusst, nicht umsonst hält er es für erforderlich, seine Zuschauer an die Rolle Gorbatschows zu erinnern, und dabei diskret, aber real eine Brücke zu schlagen zwischen der vergangenen und der aktuellen Politik, zwischen der UdSSR und dem modernen Russland, und auch ein wenig die europäische Gekränktheit gegenüber der USA anzustacheln.

Herzog tut dies nicht in der Ich-Form. Er verfährt erheblich raffinierter, indem er seine Gedanken dem ihm sicherlich nicht sympathischsten Politiker in den Mund legt. Und der ehemalige amerikanische Außenminister James Baker selbst gesteht auf der Leinwand ja selbst zähneknirschend ein, man solle die Ansprüche Russlands an den Westen nicht auf die leichte Schulter nehmen, Russland habe allen Grund, an seiner Sicht auf den Zustand der Weltpolitik festzuhalten – im Klima eines neuen Kalten Kriegs eine riskante Bemerkung.

Die Tatsache, dass Gorbatschow für die Zuschauer, und wahrscheinlich für Herzog selbst auch, ein „Ding an sich“ bleibt, ist eine Stärke, nicht ein Mangel des Films.

Michail Trofimenkow ist Filmkritiker der Zeitung Kommersant.

9D



Zweimal Maria Kataeva: als Carmen an der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf und als Idomante in Mozarts „Idomeneo“ an der Vlaamse Oper in Belgien (unten).

## „Ich habe andere Ohren“

Der Star der Deutschen Oper am Rhein, Maria Kataeva, stammt aus Sibirien. Daria Boll-Palievskaya hat mit ihr gesprochen

Wie kommt ein Mädchen aus einer fernen sibirischen Industriestadt, in der es nicht einmal ein Opernhaus gibt, auf die Idee, Opernsängerin werden? Kurz und bündig antwortet Maria Kataeva ihren Kolleginnen und Kollegen an der Deutschen Oper: „Das wusste ich bereits mit vier Jahren.“

Wenn die Bewohner ihrer Heimatstadt Nowokusnezsk klassische Musik hören möchten, müssen sie acht Stunden mit dem Zug nach Nowosibirsk fahren. Aber was bedeuten schon Entfernungen, wenn man einen Traum hat. Kataeva beschloss, ihre musikalische Ausbildung am Konservatorium im 4000 Kilometer entfernten St. Petersburg zu absolvieren. Dass ihre Karriere in Deutschland beginnen würde, konnte Kataeva sich nicht vorstellen. Aber als Studentin wurde sie bei einem Casting an der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf entdeckt und bekam ein Engagement am Opernstudio. „Ich dachte, ich würde in kleinen Rollen in einem kleinen Theater in St. Petersburg anfangen und mich langsam hocharbeiten“, sagt die junge Mezzosopranistin. Sie hoffte, vielleicht eines Tages in einer Produktion in Europa zu singen. „Aber dann ging alles so schnell und kam unerwartet.“

Heute ist Kataeva die große Primadonna der Deutschen Oper am Rhein. Wie hätte sich ihre Karriere entwickelt, wenn sie in Russland geblieben wäre? „Operngesang bedeutet nicht nur schöne Klänge zu produzieren. In jeder Sprache müssen Sie so nah wie möglich am Original sein. Und dafür müssen Sie sich mit einer anderen Kultur vertraut machen“, sagt sie. „Zum Glück gibt es im Opernstudio in Düsseldorf Sprachcoaches. Und ich habe die Möglichkeit, Sänger verschiedener Gesangsschulen zu erleben. Ich habe das Gefühl, ich habe jetzt andere Ohren. Kommunikation mit Muttersprachlern macht ein musikalisches Talent zu etwas Besonderem.“

Doch die Grundlage ist die russische Gesangsschule. „Die Natur selbst hat russische Sänger mit Stimmen gesegnet, die in Klangfarbe und Tiefe erstaunlich sind. Daraus können sie alles formen. Tanz, szenische Bewegung, Beherrschung eines Musikinstruments, Musiktheorie – all dies ist in der russischen Musikausbildung enthalten. Am Petersburger Konservatorium gab es sogar ein richtiges Theater, in dem Studenten Opern inszenierten. Auf dieser Basis können sie sich also in jede Richtung entwickeln und ihre Fähigkeiten verbessern.“

Carmen, Rosina, Aschenputtel, Königin Elizabeth, Cherubino ... Mozart, Händel, Rossini, Offenbach, Donizetti, Verdi, Puccini, Bizet ... das Repertoire der russischen Sängerin ist riesig. Nur russische Musik vermisse sie sehr. Im vergangenen Jahr führte die Deutsche Oper am Rhein Tschaikowskys „Pik-Dame“ auf, in der Kataeva die Rolle der Polina sang.

„In der russischen Opernmusik gibt es nicht so viele Partien für den lyrischen Mezzosopran, und in Europa werden nur wenige russische Opern aufgeführt. Das war für mich ein großes Glück“, sagt sie. „Manchmal muss man sich überwinden, wenn man mit einem Regisseur zusammenarbeitet, der noch nie in Russland war und keine russische Musik oder Literatur studiert hat, insbesondere im Original. Wir müssen nach einem Kompromiss suchen. Anscheinend sind nur wir Russen so skeptisch. Europäer mögen moderne Interpretationen.“

Das vergangene Jahr war etwas Besonderes für Kataeva. Sie gewann den 2. Preis und den Publikumspreis beim internationalen Wettbewerb Operalia in Prag. Dieser Wettbewerb wird einmal im Jahr vom großen Tenor Plácido Domingo organisiert. Speziell für das Programm mussten die Sänger Zarzuela lernen – ein spezielles spanisches Musikgenre.

„Ich singe auf Deutsch, Italienisch, Französisch, Russisch. Und dann musste ich auch noch Spanisch lernen“, sagt sie und lacht. Der Maestro versicherte ihr, dass ihr Spanisch perfekt klinge und dass sie selbst den Spaniern den Stil von Zarzuela beibringen könne.

Es war nicht der erste Opernwettbewerb, bei dem sie auf den ersten Plätzen landete. 2016 erhielt sie beim renommierten deutschen Wettbewerb „Meistersinger von Nürnberg“ den ersten Preis im allgemeinen Fach, und in der Kategorie Deutsche Musik den dritten. „Für mich war es eine große

Überraschung“, sagt Kataeva. „Immerhin nahmen Sänger mit einem Wagner-Repertoire am Wettbewerb teil. Für mich ist dieser Preis noch wichtiger als der erste Platz im allgemeinen Wettbewerb.“

Wieso das? „Für mich ist es am schwierigsten, auf Deutsch zu singen. Hier sind die Vokale kurz und viele Konsonanten stehen zusammen. Ich muss meinen Sprachapparat anpassen.“

Ein sehr wichtiger Schritt in ihrer Entwicklung war die Rolle des Komponisten in Richard Strauß' Oper Ariadne auf Naxos. Nächstes Jahr warten die Salzburger Festspiele auf Kataeva, wo sie auf Einladung des Stars der modernen Oper, Rolando Villazón, an der Aufführung von Mozarts Requiem teilnehmen wird.

Als Kataeva vor zehn Jahren nach Deutschland kam, sprach sie kein Wort Deutsch. Ist Düsseldorf ihre zweite Heimat geworden?

„Ein Mensch kann nur eine Heimat haben. Aber das Theater ist mein trauriges Heim geworden. Einst habe ich davon geträumt, auf dieser Bühne stehen zu dürfen. Und jetzt bespricht die Opernleitung mit mir das Repertoire, speziell für mich hat man die alte Produktion von Rossini Oper Aschenputtel wieder aufgenommen.“

Und ein weiterer Traum der russischen Mezzosopranistin wurde wahr. Sie trat zum ersten Mal in ihrer Heimat in Russland auf und nahm am grandiosen Konzert von Plácido Domingo in Moskau teil. „Es war sehr aufregend, mit dem großen Domingo und vor dem verwöhnten Moskauer Publikum zu singen.“

Daria Boll-Palievskaya ist Journalistin, Autorin und Experte für interkulturelle Kommunikation; sie lebt in Düsseldorf.

9D

